

91

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richepin. Uebersetzt von S. S.

Der Kapitän hatte sich erhoben und hielt sich den Kopf mit beiden Händen, er ersticke fast vor Wuth. Er goß sich Cognak in ein Bordeauxglas und trank, oder vielmehr schüttete ihn durch die Kehle.

„Und wie Sie sehen, hat er es nicht daran fehlen lassen dieses Schwein! Jetzt will er diese Cesarine heirathen! Und indem er darauf wartet, läßt er sich von ihr aushalten, aushalten, noch einmal, aushalten! Und das gerade in dem Augenblicke, wo ich wieder in Dienst getreten bin! Absichtlich, sage ich Ihnen, absichtlich, um mich zu reizen, absichtlich, um meine Spauletten zu entehren!“

Bei diesem Worte protestirte ich von neuem, wie ich es eben inmitten des Gedränges gethan hatte.

„Kapitän!“ schrie ich, „das kann ich in der That nicht glauben.“

„Ich auch nicht,“ erwiderte er, „ich konnte es nicht glauben, als ich es erfuhr. So sehr ich auf alles vorbereitet gewesen bin, so sehr mich die arme Verstorbene gemarnt hatte, eine derartige Niederträchtigkeit hätte ich doch nie erwartet.“

„Aber haben Sie denn auch Gewißheit, Kapitän?“

„Ob ich Gewißheit habe? Leider!“

„Aber wer hat Ihnen so etwas gesagt?“

„Wer?“

Der Kapitän brach in konvulsivisches Lachen aus, das in einem seltsamen Widerspruch zu seinem „Leider“ des vorhergehenden Augenblickes stand.

„Wer? Ah! ah! Wenn Sie das errathen könnten! Wer? Ah, man sieht wohl, daß Sie diesen erbärmlichen Schuft noch nicht von Grund aus kennen. Wer? Nun wohl! Er selbst, Donnerwetter! Er selbst. Er hat mir das zum Nachtsisch aufgehoben!“

Fieberhaft griff der Kapitän in die innere Tasche seines Waffenrockes und zog daraus eine kleine längliche Mappe aus haarigem Leder heraus, die wie ein Fuhrmannsportefeuille aussah und mit einem Lederriemen zusammengeschnürt war. Er machte, wie wenn es ihm dabei ekelte, mit den Fingerspitzen den Riemen auf.

„Das sind seine Wische“, sagte er. „Seine sämmtlichen Briefe. Ich nenne das meine Schmutzmappe. Warten Sie! Das ist sein letzter Brief, von dem ich Ihnen spreche. Er ist mit der Ballon-Post gekommen. Ich habe ihn vor etwa zehn Tagen empfangen. Ihre Ballons befördern saubere Sachen! Lesen Sie!“

Das war Paul's Schrift. Sie hatte sich seit diesen vier Jahren nicht verändert. Immer noch diese gekritzeltsten Krähensfüße, die Schrift eines Mathematikers. Ich erinnerte mich seiner Briefe von früher. Nur das zwiebelfarbene Papier war heut etwas dünner und die früher schon dicht gedrängten Zeilen liefen jetzt beinahe ineinander. Ich war bewegt und fühlte mich durch den wilden Blick des Kapitäns genirt. Nur mit Mühe konnte ich die Schrift entziffern. Als er das bemerkte, entriß er mir heftig den Brief.

„Ich werde ihn Ihnen verlesen,“ sagte er, „das geht schneller. Ich kenne ihn auswendig.“

Und er begann. Seine rauhe, brutale Stimme gab den ohnehin schon bestimmten und kategorischen Sätzen Paul's einen hochmüthigen Anstrich, der mich in Erstaunen setzte. Unter diesem rauhen, bestimmten, herrischen Anschein erkannte ich den so milden, zärtlichen Burschen garnicht mehr wieder. Er sprach in der That den festen Willen aus, Cesarine zu heirathen und forderte Abrechnung über sein Erbtheil, sobald er großjährig wäre. Hart warf er seinem Vater vor, daß dieser ihn niemals geliebt habe, daß er ihn den Verfolgungen einer hassenswerthen Stiefmutter preisgegeben, daß er ihn in Paris auf das Pflaster gefetzt habe, ohne einen Sou, so daß er gezwungen war, Schulden zu machen.

„Sie sehen,“ unterbrach sich der Kapitän, „ich bin der schuldige Theil. Er klagt mich an. Und worauf sollte diese ganze Auseinandersetzung hinauslaufen? Um mir zu gestehen, daß Cesarine ihn erhalte. Um es mir zu gestehen? Nein. Um sich dessen zu rühmen. Hören Sie nur.“

Und er las mir, indem er auf jedes Wort Nachdruck legte, die folgenden Sätze vor, die sich tief in mein Gedächtniß eingegraben haben:

„Ich besaß noch vierzig Franken als Paris belagert wurde. Mit diesen vierzig Franken habe ich einen Monat lang gereicht. Dann war ich vollständig blank. Der Geschäftsmann, der unsere Familie kannte und mir auf meinen Namen einen Vorkuß gegeben hatte, war abgereist. Ich wurde krank. Da hat sich dieses wunderbare Weib an meinem Bette eingefunden, sie hat mich gepflegt, sie hat mich ernährt. Wenn ich noch lebe, so danke ich es nur ihr.“

„Ich erfinde nichts,“ schrie der Kapitän, „da, da unten, auf der Seite, lesen Sie selbst, lesen Sie laut, Donnerwetter!“

Und während ich die Wahrheit seiner Worte konstatarie, indem ich, wie er es gewollt, laut las, unterstrich er die einzelnen Worte mit dem lauten Grollen seiner Wuth:

„Krank! Ei, ei!... Wunderbares Weib, Donnerwetter! Diese alte Schlampe!... Ernährt! Hat sich was, ernährt!... Seht, seht! Ernährt!... Wenn er lebt, dankt er es nur ihr!... Welchen Schmutz! Weg damit!“

„Sie begreifen,“ fügte Paul hinzu, „daß ich jetzt, und sei es nur aus einfacher Dankbarkeit, da ich eine Ehrenschild abzutragen habe...“

„Ehrenschild!“ nahm der Kapitän wieder auf. „Er wagt von „Ehre“ zu sprechen! Glauben Sie denn, daß er eine hat? Keine Spur! Weiß denn der überhaupt, was Ehre ist? Aber nur zum Schein, im übrigen ein ganz unwürdiger Schein. Oder vielmehr Spott, jawohl Spott, reine Niedertracht...“

Ich hatte die Seite umgewandt, um den Schluß des Satzes zu lesen. Aber sofort, und noch ungestümer als bisher, entriß mir der Kapitän den Brief. Und indem er ihn hastig in sein Portefeuille steckte, sagte er mit kurzem Ton:

„Es lohnt sich nicht, den Rest zu lesen. Geschäftsangelegenheiten. Intime Dinge zwischen ihm und mir. Das geht niemanden etwas an.“

Jedessen hatte ich im Fluge noch die Worte erhascht: „Meine Mutter, meine arme Mutter“, die sich auf der letzten Seite mehrmals wiederholten. Ohne Zweifel argwöhnte der Kapitän, daß ich das gesehen habe, denn lebhaft sagte er, wie um das Vorhandensein dieser Worte zu erklären:

„Es handelt sich um die Abrechnung über seine Erbschaft, ja um das und nichts anderes. Darum allein. Er reklamirt das Vermögen seiner Mutter. Geschäftsangelegenheiten, wie Sie sehen. Geschäftliches, nur Geschäftliches. Sonst nichts.“

Aber offenbar sagte mir der Kapitän nicht die Wahrheit, während er so sprach. Das bewies mir sein ganzes Benehmen: seine Hast, mir den Brief zu entreißen und ihn beinahe zu verbergen, sein beunruhigter Blick, der meinem auswich, und vor allem diese eigenthümliche Hartnäckigkeit, mir Erklärungen zu geben, die ich von ihm gar nicht gefordert hatte.

Daraus ergab sich bei mir wieder eine Wendung zu gunsten Paul's. . . . Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu vertheidigen.

„Sind Sie davon überzeugt, Herr Kapitän, daß das Benehmen Ihres Sohnes auch in der That so — wie soll ich mich ausdrücken — so beabsichtigt schlecht ist, wie Sie annehmen?“

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete er mit unruhiger Miene.

„Ich meine, daß es in seinem Falle doch Umstände, nun ja, mildernde Umstände giebt. Oder anders ausgedrückt: Ich denke mir, ich wenigstens, daß er nach und nach durch die Macht der Verhältnisse bis zu der gegenwärtigen Situation hinabgesunken ist, die gewiß unwürdig und dem Anscheine nach verurtheilenswürdig ist. Aber ich kann mich doch nicht entschließen, in alledem diese Art von Vorbedacht, von Absichtlichkeit zu erblicken, die Sie ihm unterschieben und wofür ich keinen einleuchtenden Grund sehe.“

Ich sprach zögernd und vorsichtig, da ich fürchtete, den Kapitän zu verletzen; aber gleichzeitig war ich doch erstaunt darüber, daß ich von ihm nicht unterbrochen wurde. Er hörte mir sehr aufmerksam zu, ohne daß sich jetzt sein Blick dem meinen entzog. Im Gegentheil, er bemühte sich, in meinen Augen und auch zwischen meinen Worten zu

lesen, ob ich ihm nicht, wie er vermuthete, etwas verberge. Sein Ausdruck drückte so offenkundig sein Mißtrauen gegen mich aus, daß ich glaubte, ihn beruhigen zu müssen, indem ich lebhaft hinzusetzte:

„Ich sage Ihnen, was ich denke, Herr Kapitän, in der That alles, was ich denke. Es liegt mir vollständig fern, das Benehmen Ihres Sohnes entschuldigen zu wollen. Ich versuche es mir nur zu erklären, und das ist alles. Und das, ohne auf ihre vorgefaßte Annahme einzugehen, daß bei ihm alles nur beabsichtigte, gewollte Ehrlosigkeit sei, um Ihnen Kummer zu machen. Denn niemals kann die Abneigung zwischen einem Sohne und einem Vater bis zu diesem wilden Hasse gehen. Besonders nicht bei einem Wesen, wie es Paul ist. Ich kenne ihn zu genau, als daß ich nicht wüßte, wie liebevoll im Grunde sein Herz ist. Es ist unmöglich, daß er sich seit den vier Jahren so geändert haben kann. Denken Sie einmal nach, Kapitän. So viel Niedertracht, eine so raffinierte Rache! Dafür müßte es doch zum mindesten einen Grund geben!“

Der Kapitän bewachte noch immer sein Schweigen und betrachtete mich immer stärker, mit einer wachsenden Beklemmung. Ich fragte mich, wie ich mich aus den Einwendungen hinauswinden sollte, in die ich mich auf gut Glück hineingestürzt hatte. Am liebsten hätte ich geschwiegen. Aber ich fühlte den unwiderstehlichen Zwang zu sprechen, oder besser gesagt, laut zu denken. Selbst die angstvolle und fragende Haltung des Kapitans zwang mich dazu.

„Ja,“ fuhr ich fort, „für diesen Haß muß es einen Grund geben, einen ernstern Grund als eine unbezähmbare Stimmung. Ihre zweite Ehe reicht noch weniger dazu aus, um zu erklären, wie . . . Ich habe andere Freunde gehabt, deren Väter sich ebenso wie Sie zum zweiten Male verheirathet hatten, schlechtere Menschen als Paul, sicher weit schlechtere Menschen. Sie verabscheuten ihre Stiefmutter, gewiß! Aber doch nicht ihren Vater, in keinem Fall. Und besonders nicht bis zu diesem Grade. Diese Annahme ist unzulässig, Kapitän, wirklich unzulässig. Oder nur dann erklärlich, wenn Paul ein Ungehener wäre.“

Ich war bei einer letzten Schlußfolgerung angelangt, die ich nicht auszusprechen wagte. Aber doch brannte sie mir so sehr auf den Lippen, daß ich trotz meiner Anstrengung mich doch nicht enthalten konnte, mit ganz leiser Stimme und mehr nur für mich zu flüstern:

„Vorangesetzt . . .“

„Vorangesetzt, daß ich nicht selbst eins bin!“ schrie heftig der Kapitän. „Das wollen Sie sagen, nicht? Los, gestehen Sie es doch endlich. Haben Sie den Wuth Ihrer Meinung! Donnerwetter! Schon eine ganze Stunde wollen Sie doch da hinaus. Ich sehe es wohl! Und soll wohl noch gar zustimmen! Und um mich geschwählig zu machen! Ja, ja, Sie suchen mich zum Schwagen zu bringen! Aber mit welchem Recht, mein Herr, frage ich Sie? Das ist zu stark! Bin ich hier zur Beichte, Donnerwetter?! Habe ich irgend Jemandem Rechenschaft abzulegen? Ich habe meinem Sohne keine Rechenschaft abgelegt, ich gebe sie keinem Menschen. Ich habe das gethan, was ich thun wollte. Und ich habe wohl gethan. Entweder hält man die Ohren steif, oder man hält sie nicht steif. Wenn ich noch einmal handeln möchte, so würd ich ebenso handeln. Genug — übrigens, genug!“

Er war ganz blaß geworden, er schien ganz außer sich; er schludste. Ich hielt ihn für betrunken oder für verrückt. Woher dieser Born? Wovon sprach er zu mir? Offenbar sprach der Wein und der Kognak, die er in ganzen Gläsern getrunken hatte, aus ihm. War nicht schon seine Blässe das Zeichen einer akuten Alkohol-Vergiftung? Er stößte mir Furcht ein; aber noch mehr Mitleid, denn trotz seiner energischen Proteste sah es aus, als ob er ohnmächtig werden wollte, als ob ihn eine geheime und unerträgliche Dual zermählte. Physischer oder seelischer Art? Ich wußte es nicht. Was sollte ich ihm antworten? Wie ihn beruhigen? Ich stotterte nichtsagende Entschuldigungen.

„Ich bedaure, Herr Kapitän, ich bedaure unendlich, daß ich, ganz gegen meinen Willen, ich schwöre es Ihnen, Erinnerungen geweckt habe, ich weiß nicht Erinnerungen welcher Art. Aber glauben Sie, daß ich nicht so neugierig bin, so . . .“

Er schien mich nicht mehr zu hören, selbst nicht mehr meine Gegenwart zu beachten. Er ging mit großen Schritten auf und ab und murmelte in seinen Schnurrbart:

„Ein verkommener Kerl! Ein verkommener Kerl!“

Und plötzlich kam er zu sich. Er athmete schnaufend und schüttelte seinen Kopf, in dem das Blut plötzlich wieder aufgestiegen war, und dann sagte er mit gedämpfter und belegter Stimme:

„Achten Sie nicht darauf, mein Kleiner. Der Wein macht mich traurig und streitsüchtig. Ich habe getrunken wie ein Loch, nicht wahr? Das giebt mir immer Lust, zu schreien. Aber das dauert nur einen Augenblick. Das geht sofort wieder vorüber. Aber jetzt Schluß! Und dann kommt man ja in diesem Laden vor Hitze um. Das macht das Gas. Gehen wir!“

Er schellte dem Kellner, warf auf den Tisch ein Fünzigfranks-Billet und sagte:

„Behalten Sie den Rest.“

„Ergebensten Dank, Herr Oberst,“ erwiderte der Kellner, der sich fast bis zur Erde beugte.

Der Kapitän hielt ihm sein Käppi unter die Nase.

„Schafskopf!“ sagte er, „der Oberst hat fünf Tressen.“

Und wir stiegen hinab, ohne ein Wort zu wechseln.

Die Place d'Armes wimmelte von Leuten, ärger noch als vor dem Diner; und das wirbelte noch viel hinter durch einander, ein Wischmisch von Gemeinen und Offizieren. Trotz der starken Kälte waren alle erhitzt. Die Gesichter waren roth, die Augen blühten. Man hörte lachende Zurufe, und die Püffe im Gedränge wurden mit guter Laune aufgenommen. Es war, als ob ein militärischer Erholungsabend stattfände; einer von den Abenden, wo die Strafe aufgehoben, die Kasernen geöffnet sind, wo die Parole ist: sich zu begeben. Man hätte leider selbst sagen können, eine von den Nächten, wo die Stabs-offiziere, nachdem sie die Mannschaften zu schmutzigen Arbeiten geführt hatten, ihnen zugleich damit das Recht geben, in dieser Prätorianer-Ordnung alles zu vergessen, alles, selbst bis auf den Respekt vor den von diesem Augenblicke an verächtlich gewordenen Vorgesetzten. Die Betrunkenen hielten den Fahrdamm besetzt und spreizten sich in ihrer Trunkenheit. Jeden Augenblick kam auf der Grand'Rue eine Bande angezogen, die Arme untergefaßt und laut schreiend; und die Offiziere, die niemand grüßte, drückten sich bei Seite, um sie vorüber zu lassen.

Der Kapitän schlug mir auf die Schulter und sagte mir ins Ohr:

„Das alles, mein Kleiner, das alles und das Benehmen meines Sohnes, und Sie, der Sie ihn zu entschuldigen suchen, das alles zieht an dem gleichen Strange. Mangel an Disziplin, Donnerwetter! Mangel an Disziplin. Wenn die Söhne von ihren Vätern Rechenschaft verlangen und sich an ihnen rächen wollen, und wenn man das natürlich findet, so ist das unterste zu oberst gekehrt. Ein Land, das solche Kinder hervorbringt, bringt auch solche Soldaten hervor! Land der Zivilisten! Vermaledaites Land! Guten Abend! . . .“

„Wie?“, sagte ich, erstaunt darüber, daß er mich verließ. „Sie wollen nicht mit mir nach Chaprais nach unseren Quartieren kommen?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Euer Leben währet hiebzehnig Jahre . . .

Von Hans Orwald.

(Schluß.)

Die letzten Arbeiter sind im Fabrikingang verschwunden, um ihre Arbeit zu beginnen. Nur seitwärts steht noch eine Gruppe, die sich sehen nähert. Es sind Arbeitssuchende, die mit starren Blicken dem Pförtner Antwort geben, der sie nach ihren Verhältnissen fragt. Die Mehrzahl weist er zurück. Unter den letzten Anfragenden ist auch Wien. Der Zerberus in seiner silberbetesteten Mütze betrachtet ihn von oben bis unten mit kritischen Blicken, indem er ihn nach seinem Berufe fragt.

„Metallreher,“ antwortet Wien.

„Von der Sorte können Sie noch einige mitnehmen!“ lacht ihm der Silberbeteste ins Gesicht.

Das war nun schon die zwanzigste ähnliche Antwort, die Wien bekommen hat. Er geht zur einundzwanzigsten Fabrik. Hier antwortet ihm der Pförtner, ein breitschulteriger Mann mit aufgedunsenem Gesicht: „Sie sind zu alt!“

Wien steht wie betäubt.

Zu alt? Warum? Hat er kein Recht mehr auf Leben und Arbeit?

Er geht von einer Fabrik in die andere. Ueberall wird ihm ein gleicher oder ähnlicher Bescheid.

Zu alt — zu alt?! Er kann sich das nicht erklären, kann er doch noch arbeiten, wenn auch nicht soviel wie ein junger unverbrauchter Mann, denn seine Knochen sind schon etwas steif.

Aber er muß doch arbeiten und leben — Altersgeld bekommt er ja erst in zehn Jahren — und das ist noch eine lange Zeit.

Eines Abends kommt er wieder ergebnislos, müde zurück. Er schämt sich, Albert's Gastfreundschaft noch annehmen zu müssen, da sie selbst nur das Knappste haben. Sie sitzen gerade beim Abendessen; Kartoffeln und Hering.

Es geht ihm durch den Sinn, daß heute sein Geburtstag ist. Nun ist er schon sechzig Jahre alt — sechzig Jahre voll Sorgen und Arbeit — und doch nichts für das Alter —

Er ist neue Kartoffeln und Hering, sein Lieblingsgericht; doch es will nicht so recht munden, wenn er an die Zeit zurückdenkt, wo er seinen Geburtstag im Kreise seiner Familie mit eigenen Mitteln feiern konnte.

Was nur Albert und Martha heute haben? Sie sind so unruhig.

Frau Martha hat das Geschirre und das Tischzeug in die Küche getragen und bringt nun Hausbier herein. Während sie das Glas vor Wien hinstellt, blinzelt sie ihrem Mann zu. Dieser erhebt sich und schmunzelt Wien an:

„Du, sag' mai, möchtest Du gern arbeiten?“

Wien schwanzt das Glas in seinen Händen:

„Was?“

Albert lacht:

„Kamst morgen bei uns anfangen. Gont Mittag hat ein junger Dreher aufgehört; da hab' ich rasch Deinetrogen mit dem Meister gesprochen. Der fragte mich zwar, ob Du auch schon so alt wärs wie ich. Ich sagte ja. Nun wollte er erst nicht recht, aber schließlich will er's doch mal mit Dir versuchen.“

Wien bleibt vor Freude regungslos auf seinem Stuhle sitzen: „Das ist aber ein Geburtstagsgeschenk!“, meinte er. Dann geht das große Glas von einem zum andern. Aus dem Vorderhause klingt Klavierspiel herein, gedämpft vom Glaserlären und Stimmengewirr. Der Hausherr feiert auch Geburtstag.

Die Maschinen surren und schnurren bei jeder Bewegung. Das große Schwungrad dreht sich mit solcher Kraft, daß der Fußboden, ja das ganze Gebäude bei jeder Umdrehung erzittert. Dazu das ächzende Geräusch der vielen kleinen Maschinen, das Feilen am Schraubstock und das Schlagen auf dem Ambos giebt zusammen einen solchen Lärm, den nur Menschen mit den zähesten Nerven ertragen können.

Wien steht an einer kleinen Maschine, die durch Uebertragung von dem großen Schwungrad in Bewegung gesetzt wird. Er kommt über die Leistungen seiner Genossen, die in drei Tagen mehr geschafft haben, als er in der doppelten Zeit.

Da kommt der Obermeister aus dem Komptoir. Die Scherze der Genossen verstummen.

Er nähert sich Wien:

„Nun, wie sieht's aus?“

Wien tritt zurück.

„Sind Sie denn noch nicht weiter?!“ Inurrt der Zwischenmensch, dem die Augen vor Zorn unterlaufen.

Wien murmelt etwas von „einarbeiten“, doch der Meister unterbricht ihn: „Kommen Sie ins Komptoir!“

Wien folgt ihm durch die lang. n Säle. Seine Genossen sehen ihm nach; sie wissen, was es bedeutet: „Kommen Sie ins Komptoir!“

Eine Glasthür trennt den kleinen Raum von den Arbeitsälen. Nachdem sie eingetreten, setzt sich der Meister auf seinen Drehstuhl und sagt: „Das geht nicht länger so — der Platz muß mir mehr eindringen. Wenn Sie nicht schneller arbeiten können —“

„Gewiß — ich werde mich schon einarbeiten!“ verteidigt sich Wien, dem eine ungewisse Hitze durch die Glieder fährt.

„Ach was!“ sagt der Meister, und schlägt krachend ein Buch zu.

„Lassen Sie es mich noch einmal versuchen.“ bittet Wien.

„Unsin! Die Fabrik ist keine Probiranstalt! — Und Sie sind auch zu alt, um umzufatteln.“ flüst er hinzu und steckt, befriedigt über diesen Erkenntnißblick, die Hände in die Hosentaschen und lehnt sich hintenüber.

Wien ist verwirrt: „Was soll ich denn aber anfangen?“

„Gehen Sie ins Armenhaus.“

Er, der sich so lange gequält, der auch noch arbeiten kann, soll ins Armenhaus. — Dort würden sie ihn aber garnicht aufnehmen, denn —: „Sie können ja noch arbeiten!“ — Allenfalls würde man ihm ein monatliches Almosen geben, etwa fünf — sechs Mark.

Der Meister blickt auf, als er keine Antwort erhält: „Nun? — Gehen Sie zur Kasse und lassen Sie sich Ihren Anspruch auszahlen!“

Wien erfüllt mechanisch die üblichen Formalitäten. Dann findet er sich plötzlich draußen. Der Kopf ist ihm ganz wirr, es ist ihm, als fühle er erst jetzt die Erschütterung durch das große Schwungrad. . . . Zu Albert mag er nicht gehen, da er ihnen nicht länger zur Last fallen will. Er schickt ihnen seinen Verdienst mit der Post. Er ist zu alt — um diese Phrase bewegen sich seine Gedanken wie im Kreise.

Wenn er zehn Jahre älter wäre, wäre er versorgt. Denn dann muß die Altersversicherung für ihn aufkommen. . . . Doch das sind noch zehn Jahre — und trotzdem ist er schon zu alt? — Er weiß sich das nicht zu reimen. Dann fällt ihm ein, daß es wilde Völkersämme geben soll, die alte, undrauchbare Leute lebend begraben —

dieser kurze Erstickenstod muß ja herrlich sein gegen das langsame Absterben, das ihm bevorsteht. Er wünschte, unter diesen ehrlichen Barbaren zu leben.

Seine Irigänge haben ihn zu einem großen Güterbahnhof geführt. Es ist bereits finster. Fräuchend bewegen sich die Maschinen gluthspeiend hin und her in der Dunkelheit, lange Wagenreihen hinter sich herziehend. Es sieht aus wie in einem Schlangentäfer. Vorn glühen ein Paar Augen in die Nacht, der Nachen sprüht Feuer — das windet und schlingt sich durcheinander, wie in einem Regenfell.

Wien starrt schon lange auf das verwirrende Treiben hin — Ihn überfällt plötzlich die Wuth der Verzweiflung. Er ist zu alt. . . . Man wirft ihn weg, wie man Maschinen zum alten Eisen wirft. — Wlag sie dort verkommen.

Wozu lebt er dann noch? — Zum langsamen Verhungern? — Zum Umherstreichen? —

Lieber ein schnelles Ende. — Etwas Unbestimmtes zieht ihn hinab vom Geländer, von dem aus er so lange dem lauten Getriebe zugehauht. Er stolpert und fällt auf ein Geleise, auf dem soeben ein Schnellzug heranbraust. . . .

Eine junge Dame, die den Kopf hinausgebeugt hatte, um das ihr so fremde Arbeitsgetriebe auf dem Bahnhof zu betrachten, hatte einen dunkelunrisenen Körper gegen den Zug taumeln sehen.

„O Gott! Papa! Ich glaube, da ist eben jemand überfahren worden!“ wandte sie sich schandernd an ihren Vater, den Fabrikanten W., der gerade dem Gemeinrath G. auseinandersetzte, wie nothwendig es sei, daß man einige Zeit von den Geschäften entfernt sich an der See stärken müsse.

Als man auf der nächsten Station das Blut an den Nädern ab, wollte man nicht weiter fahren. Der Fabrikant W. hatte große Mühe, seine Tochter zu beruhigen, die entsetzt darauf hinstarrte und immer flüsterte:

„Der arme Mensch — so aus dem schönen Leben gerissen zu werden — so aus dem schönen Leben gerissen zu werden — — —“

Kleines Feuilleton.

— Die Entstehung der Dichtung. In einigen Blättern wird großes Wesen mit einer „Entdeckung“ des Professors Bücher gemacht, die darauf hinausläuft, die körperliche Arbeit als den Urquell der Dichtung und Musik zu erklären. Als Beweis wird die Arbeitsweise der Naturvölker herangezogen. Abgesehen davon, daß diese Behauptung nur eine Theilwahrheit umschließt, ist die ganze „Entdeckung“ auch nicht einmal neu. In Wilhelm Liebknecht's „Ein Blick in die neue Welt“ heißt es Seite 277 (Tagebuch vom 10. Dezember 1886):

„Die Matrosen haben soeben eine Arbeit zu verrichten und sie fingen dazu, genau wie die Matrosen auf allen anderen Meeren. Ein einfacher Rhythmus, der offenbar den Zweck und die Wirkung hat, eine größere gemeinsame Kraftleistung hervorzubringen. Ein rhythmisches Ausruhen ergiebt sich ganz natürlich bei gemeinsamer Körperanstrengung, — wenn es gilt beim Ziehen, Heben zc. Last zu halten — und es will mich auch bedünken, daß auf diese Weise das Singen und die Musik entstanden sei. Doch vielleicht haben die Gelehrten das schon längst entdeckt.“ —

— Ein einziger Perl-Austern-Parck existirt auf der Erde, der seinem Besizer einen ertlichen Gewinn abwirft. Diese Austernbank befindet sich beim Kap York in der Forbes-Strasse im Norden Australiens und gehört einem Herrn Clark aus Queensland, welcher in Folge dessen den Beinamen „König der Perlenfischer“ führt. Derselbe setzte anfänglich nur 150 000 Perl-Austern zur Zucht aus. Heute beschäftigt er insgesammt 1500 Arbeiter, von denen allein 300 Perlen-Lancher sind, welche auf 250 Schiffen zum Fischen der Austern ausfahren. Die vor ungefähr 13 Jahren gegründete Perl-Austern-Bank, welche einen Raum von 500 (engl.) Quadratmeilen umfaßt, wirft ihrem Besizer je nach der Ausbeute einen jährlichen Erlös ab, der zwischen 40 000 und 200 000 Pfund Sterl. schwankt. —

Kunst.

— Die fünfundzwanzig Entwürfe, die bei dem internationalen Plakatwettbewerb der sächsischen Pianofortefabrik Kapz in die engere Wahl gekommen sind, werden vom 9. Juli ab im Verein Berliner Künstler in Berlin öffentlich ausgestellt. —

— Ueber den Tanz bei den Griechen“ hielt in der Wiener archäologisch-philologischen Gesellschaft „Eranos Vindobonensis“ Maurice Emmanuel aus Paris, der im Auftrage der französischen Regierung die Wiener Einrichtungen für den Tanzunterricht studirt, einen durch Demonstrationen mit Hilfe eines Skioptikons unterstützten interessanten und anregenden Vortrag. Ausgehend von der Erwägung, daß die physiologischen Voraussetzungen und Bedingungen für den antiken und modernen Tanz die gleichen seien, und gestützt auf eingehende Kenntniß der heutigen Bühnentänze und ihrer Technik, die er sich zum Zwecke seiner Untersuchungen über den Tanz bei den Griechen beim Balletmeister der Pariser Oper, Maret, erworben hat, erörterte er eine große Anzahl von orchestrischen Darstellungen auf griechischen Vasen und Reliefs aus der Sammlung des Louvre und bemühte sich, die dargestellten Tänze zu analysiren und zu spezifiziren. Die Analogien zwischen den antiken und modernen Tanzarten kamen

dadurch zu besonderer Geltung, daß der Vortragende den antiken Darstellungen Bilder moderner Tänze, Tänzer und Tänzerinnen, die nach dem Prinzipie des Kinetographen aufgenommen worden waren, vorausgehen und folgen ließ. Der Vortragende selbst bezeichnete seine Darlegungen als durchaus nicht erschöpfend und abschließend und verkannte nicht das Problematische, das bei dem Stande des zur Verfügung stehenden Materials und der großen Verschiedenheit, die trotz aller Analogien zwischen den komplizierten modernen Bühnentänzen und den einfacheren antiken bestehen, übrig bleibe, und bezeichnete selbst seine Resultate für die Kenntnis des griechischen Tanzes als bescheidene. Ihren Werth fand er vielmehr in den Einbliden, die sie in die Werkstätte der griechischen Kunst gewähren, da sie zeigen, wie es die antiken Künstler verstanden, die flüchtigen Einzelmomente der Tanzbewegungen im Bilde festzuhalten und wiederzugeben, die überraschende Analogien mit der modernsten Erzeugnißkraft des photographischen Reproduktions-Verfahrens, dem Kinetographen, aufweisen, und die wiederum geeignet seien, die Wahrheit des Satzes zu erweisen: „Es giebt nichts so junges wie die griechische Kunst.“

Kunstgewerbe.

— Ein alter Kunstdruck. Bei dem Umbau eines Hauses in Förbig bei Bitterfeld fand man in einer Mauernische ein in Holzdeckel gebundenes starkes Buch eingemauert. Dasselbe ist ein alphabetisch geordnetes „Nachschlagebuch zur Heilung von Krankheiten“ durch sogen. Hausmittel. Das Werk ist, wie es am Schluß desselben wörtlich heißt: „Getrukt zu Basell durch Michael Jünglin da man zalt nach Christi geburt M.D.XLIII.“ Die Ausführung ist der damaligen Zeit (1543, etwa über 100 Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst) entsprechend großartig. Das Werk umfaßt 346 Kapitel und das Format ist in Groß-Quart gehalten. In klarer, deutlicher Sprache sind alle Krankheiten, ihre Entstehung und Heilung besprochen. Gegen 500 Holzschnitte (Abbildungen von Pflanzen und Künstlern, welche bei der Herstellung mit thätig waren) erläutern den Inhalt. Das Werk ist im Auftrage Kaiser Karls V. geschrieben und gedruckt. Ein gewissermaßen als Vorwort vorangestelltes Edikt des genannten Kaisers sichert dem Drucker Michael Jünglin seine Einnahmen.

Erziehung und Unterricht.

— Vertreter der Schulpädagogik an preussischen Universitäten. Wie die „Kreuz-Zeitung“ hört, besteht die Absicht, an den preussischen Universitäten in weiterem Umfange als bisher Schulpädagogik durch Dozenten lehren zu lassen, die selbst im praktischen Schuldienst gestanden haben. Zunächst soll in Halle eine ordentliche Honorarprofessur dafür errichtet werden.

Völkerkunde.

— Der Bannspruch der Liebe. Der „Frankf. Zeitung“ schreibt ein Leser: Wie Aberglauben selbst in einer Großstadt wie Frankfurt, heute noch wirksam ist, werden Sie aus einem Vorfall ersehen, der sich in meinem Hause abgespielt hat: Eines meiner Dienstmädchen aus einer Ortschaft in Württemberg gebürtig, legte inliegenden Zettel auf eine der Uhren und theilte mir stets mit, wenn solche abgelaufen war, ein Umstand, der mir eigentlich anstieß, denn ihre Beobachtung erwiderte sich eben nur auf diese eine Uhr. Der jetzt zufällig gefundene Zettel erklärt alles. Wenn ein Mädchen, so geht der Aberglauben, einen derartig beschriebenen Zettel auf eine gehende Wanduhr legt, kann der Geliebte nie unten werden. Der Zettel lautet: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes bitte ich (folgt Name und Adresse des Mädchens), daß Du (folgt Name und Adresse des Geliebten) sollst keine Ruhe haben Tag und Nacht keine Minute, wo Du gehst, liegst oder bist. Jeder Schlag dieser Uhr soll Dir einen Stich ins Herz geben und Dich mahnen, zu mir zu kommen. Dies bitte ich im Namen der Dreieinigkeit und der drei Vaterunser. Amen.“

Aus dem Thierleben.

— Das Nest am Kronleuchter. Aus Ratibor wird geschrieben: Eine eigenartige Stelle hat ein Rothschwänzchenpaar zum Bau seines Nestes ausgewählt. In dem großen Tanzsaale des Gasthauses „Zur neuen Welt“ im Vorort Altendorf hängt ein Kronleuchter, dessen Arme in ihrer Vereinigung durch einen Eisenkranz zusammengehalten werden. Hier hat das Vogelpärchen sein Heim aufgeschlagen. Unbekümmert um die rauschende Musik und die tanzenden Paare genügt Madame Rothschwänzchen hier ihrer Bräuterpflicht, während der zärtliche Gatte mit den Musikern um die Wette sein Lied erschallen läßt.

Technisches.

— Neues vom Nickelstahl. Neue Versuche von Beardmore haben die Ueberlegenheit des Nickelstahles über den gewöhnlichen Stahl als noch viel bedeutender erwiesen, als bisher geglaubt wurde. Es wurde die Zugfestigkeit von Nickelstahldraht für etwa ein Drittel größer gehalten als die von Stahldraht, Beardmore theilte aber der Institution of Naval Architects eine Reihe von Versuchen mit, nach denen die Elastizitätsgrenze von gewöhnlichem Stahl bei 21,3 Kilogramm Belastung auf den Quadratmillimeter Querschnitt, die Bruchgrenze bei 43,6 Kilogramm liegt, von Nickelstahl dagegen bei 46,5 und 80,8 Kilogramm, also etwa doppelt so hoch. Nickelstahlplatten zeigten sich auch viel widerstandsfähiger gegen Wasser

und Lufteinwirkung, als Stahl- oder Eisenplatten. Die ersten, welche Nickelstahl in weiterem Umfange für den Schiffsbau verwendeten, also zu Masten, Schrauben, Wellen zc., sind übrigens die Japaner — allerdings auf englischen Werften — gewesen. — („Techn. Rundsch.“)

— Metallschmelzen durch Acetylen. In der „Deutschen Gold- und Silber-Scheide-Anstalt“ wurden Heiz- und Schmelzversuche mit Acetylen in Höppler'schen Gasöfen unter Zuhilfenahme eines Schille'schen Acetylen-erzeugers gemacht, die sehr befriedigende Ergebnisse hatten. Es wurden sehr rasch Temperaturen von 1500° C. erzeugt und z. B. ein Quantum Nickel in 30 Minuten flüssig zum Ausgießen geschmolzen, wozu man in anderer, bisheriger Weise 80—85 Minuten Zeit nötig hatte. Ein in der Anstalt besonders für Acetylen hergestellt Bunsenbrenner bewährt sich sehr gut. Es wurde damit ein kleines Quantum Kupfer in einer Minute flüssig geschmolzen.

Humoristisches.

— Bauernfrömmigkeit. Pfarrer: „Hinterbäuerin, warum laßt denn gar kei Seel'mess' nimmer lesen für Dein g'storbnen Mann? Willst 'n denn ganz verschmachten lassen im Fegfeuer?!”

Hinterbäuerin: „Na, döz net, aber er is mir a mal im Traum erschiene und hat g'sagt: „Marie, hat er g'sagt, brauchst loo Mess' mehr les'n lassen für mi, is schad um's Geld, waast, i bin in der Höll!“ — (Simplicissimus.)

— Abgestraft. Zwei Herren nähern sich auf der Harzreise, in der Absicht einzusteigen, einem fast leeren Eisenbahnwagen. Da erscheint im Rahmen des Koupee Fensters die einzige Insassin des Wagens, eine stark verblühte Dame und ruft in barschem Tone: „Beleht!“ — Herr (zu seinem Begleiter): „Ach so, hier dürfen wir nicht einsteigen, das ist ja der Wagen nach dem Blockberg!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Hamburg brach in der Nacht zum Mittwoch in dem Gebäude der Elektrizitätswerke Feuer aus, das großen Schaden anrichtete. Das Haus und die werthvollen Maschinen gelten als verloren. Der Betrieb der elektrischen Straßenbahnen dagegen wird nur geringe Störung erleiden. Menschenleben sind keine zu beklagen. Der Brand soll durch Kurzschluß entstanden sein.

— Wie masurische Frauen ihre Ehemänner kuriren, zeigt folgender Fall, der kürzlich vor dem Schwurgericht in Allenstein zur Sprache kam. Der Losmann Gosz aus Al-Schiemanen wurde am 1. März d. J. in einer Gastwirthschaft gemißhandelt und wurde schwer verletzt nach Hause gebracht. Hier nahm ihn seine Ehefrau in Behandlung. Auf die offenen Wunden legte sie — Wagenschmiere und für den innerlichen Menschen braute sie einen Teufelstrank aus Brammwein, Butter und Zucker zusammen und wärmte dieses Gemenge auf der Pfanne auf. Diese appetitliche „Arznei“ erhielt der Unglückliche so lange, bis er am 15. März verstarb. Da das ärztliche Gutachten zweifelhaft ließ, ob der Tod des G. infolge der Mißhandlung im Wirthshause oder durch die Pferdelur herbeigeführt worden ist, so erfolgte die Freisprechung der angeklagten Ehefrau.

— Am Dienstag Morgen fand man an fast jedem Hause des III. Stadt-Quartiers in Marburg einen Zettel kleben, auf dem zu lesen stand: „Der Küster der Elisabethkirche wohnt nicht in diesem Hause.“ — Studentennuß!

— Der mit Holz beladene Dampfer Dagmar ist auf dem Wege nach Island gänzlich verloren gegangen. Die ganze Besatzung ist ertrunken.

— In der Stadt Kilia an der Donau steigt das Hochwasser noch immer. Wenn das Wasser nicht fällt, dürfte die ganze Stadt untergehen. Bisher sind 400 Häuser zerstört. Das Wasser steht in der Stadt einen Faden-tief. Der Verkehr ist nur auf Booten möglich. Die Bewohner sind theils auf die Böden der Häuser, theils auf die Felder geflüchtet. Es macht sich ein Mangel an Nahrungsmitteln bemerkbar.

— Im ägeischen Meere fanden zyklonartige Stürme mit schweren Niederschlägen statt. Die Gebiete von Saloniki, Cavalla und Xanti haben stark gelitten.

— Der griechische Dreimaster „Despina“ wurde hart vor Toulon an die Küste geschleudert.

— Paris, 30. Juni. Gestern Abend ging in Nogent le roi ein furchtbares Gewitter nieder. Die Ernte ist vollständig zerstört; zwei Personen wurden vom Blitz erschlagen.

— In London wurde vor einigen Tagen ein Halsband, das 360 große Perlen enthält, für 104 000 M. verkauft. Dem Manne, aus dessen Nachlaß es zur Auktion kam, hatte es 220 000 M. gelostet.

— Von der Pest. Die Pest in Djeddah dauert fort; täglich kommen bis drei Todesfälle vor.

c. o. Sanitäts-Bibeln zum Gebrauche bei Gerichtsverhandlungen hat man jetzt in den Vereinigten Staaten hergestellt. Ihr Dedel kann gewaschen und desinfiziert werden, und wer die Bibel zu küssen oder in die Hand zu nehmen hat, braucht nicht zu fürchten, dadurch krank zu werden. Wie ungläubig die Menschen geworden sind!